

Sitzung vom 8. Dezember 1917
(Winckelmannsfeier).

Herr Noack eröffnete die Sitzung mit folgender Ansprache:

Zwei Bildnisse haben wir aufstellen und zwei große Namen vereinen dürfen auf der Karte, mit der wir Sie zum heutigen Abend luden: Mommsen, dessen Gedächtnis am 100. Geburtstag vor acht Tagen die Feier galt — Winckelmann, dessen Geburtstag sich morgen zum 200. Male jährt — bahnbrechend beide in ihrem Wirken, große, hochgefeierte Führer und Schöpfer im Reich des Geistes, und doch — wie verschieden und unvergleichbar beide!

Verschieden Gang und Maß der Zeiten, verschieden Zielbewußtsein und Zielerfüllung, verschieden der ganze Abstand, in dem die Wissenschaft heute zu beiden Männern steht.

Mommsen ist noch mitten unter uns lebendig mit der ganzen Macht seines geistigen Schaffens und wird, wie heute, noch lange bestimmend und führend bleiben. Die Älteren dieses Kreises haben ihn noch erlebt, verehrt, geliebt.

Winckelmann erscheint wie entrückt in weite Ferne. Vor anderthalb Jahrhunderten ist er dem Leben bereits jäh und grausam entrissen — und des deutschen Geistes höchste Blüte und die Zeiten ungeheuerster wissenschaftlicher Entwicklung, obwohl er hier wie dort am Eingang mitbestimmend, mitentzündend stand, — liegen sie selbst nicht doch erst zwischen ihm und uns? Ist nicht gerade die Wissenschaft, die vor hundertsechzig Jahren ihres Schöpfers erst noch harnte, zumal in den letzten anderthalb Menschenaltern, eine so ganz andere geworden, daß man versucht wäre zu fragen, ob sie denn überhaupt noch die Wissenschaft Winckelmanns sei?

Am 9. Dezember 1841 hat Eduard Gerhard mit seinen »Festgedanken an Winckelmann« den Verein märkischer Winckelmannsfreunde nach dem kapitolinischen

Vorbilde zu einem »Jahresfeste« in Goethes Sinne berufen — seitdem hat unsere Gesellschaft diesen Tag Jahr für Jahr in seinem Gedächtnis begangen.

Eine solche Feier — wenn sie im rechten Sinne geschieht — erfordert immer auch ein Bekenntnis. Können auch wir uns aber zu Winckelmann als eine rechte Winckelmanns-Gemeinde noch bekennen? So wie es in dieser Gesellschaft Ernst Curtius so oft getan hat, mit heißempfundener Worten, als einer, der sich noch ganz dem Jahrhundert Winckelmanns entstammend und verbunden fühlte?

Ist unsere Feier nur die persönliche Huldigung, der Ausdruck nur des unverlierbaren Dankgefühls an eine Persönlichkeit, die im Grunde uns doch nicht mehr verbunden ist, an eine überwundene Macht? Oder ist sie noch mehr? Ist doch mehr lebendig und vorbildlich geblieben von jener ersten, unvergleichlich kühnen Tat? Ist darum, uns zu Winckelmann zu bekennen, noch heute in höherem Sinne unsere Pflicht?

Wir stellen die Frage und suchen uns zu erinnern, wie seine Wissenschaft in Winckelmann selbst Gestalt gewonnen hat. Denn vor seinem Zuge nach Rom gab es ja keine Wissenschaft, die der Eigenart seines Geistes auch nur eine erste sichere Richtung und Regel hätte geben können — trotz aller Studien der gelehrten Antiquare und Sammler, trotz aller schon weit verbreiteten Beschäftigung mit den Altertümern. Und er selbst? Ist er sich seiner Bestimmung überhaupt so bald schon klar gewesen?

Winckelmanns Jugend ist erfüllt und gelenkt von einem ganz unersättlichen Wissens- und Bildungsdrang. Das gibt ihm, dem in dem armseligen Einfamilienzimmer des Stendaler Schusters Geborenen, die Kraft, sich »durch Mangel und Armut, durch Mühe und Not«¹⁾ die Bahn zur höheren Schule und zur Universität zu er-

¹⁾ Es sei gestattet, dem gedruckten Vortrage die Stellen der im folgenden außer Justis grundlegendem Werke (2. Auflage 1898, mit J. angeführt) herangezogenen Briefe Winckelmanns (nach der Ausgabe »Sämtliche Werke«, herausgeg. von J. Eiselein 1825, Band X) beizufügen. — X. S. 43 (6. Jan. 1753) und S. 121.

zwingen. Die Theologie, als Brotstudium in Halle, ist nur wie ein Vorwand — das Examen war auch danach! »Ein kahles Abschlußzeugnis bekam er nur mit großer Not.« Wahllos werden die Studien getrieben. Zu Philosophie und Ästhetik (in der aber noch die bildende Kunst fehlte) kommen geschichtliche Arbeiten und Staatsrecht. Von einem einzigen Kolleg über römische und griechische Altertümer nach den Münzen scheint keinerlei Wirkung zu verspüren. Dazu treten in Jena dann Mathematik und mit mehr Erfolg und Neigung Naturwissenschaften, Medizin, Physik und Anatomie — Studien, die viel später in der Dresdener Zeit wieder aufgenommen werden¹⁾. Jene ersten geschichtlichen Studien werden in weitem Umfange fortgesetzt während der Schuljahre unseligen Angedenkens in Seehausen (1743—1748) — ausgedehnt auf ältere Reichsgeschichte, neuere deutsche und europäische Staatengeschichte. Gewaltige Mengen Auszüge von historischem und biographischem Material häufen sich an.

Das alles hat etwas Planloses, Atemloses, man sieht nicht, wohinaus es gehen soll, es ist wie in einem Labyrinth. Er selbst schwankt in seinen Plänen, — einmal wird eine Habilitation für Geschichte erwogen — auch da stellt sich ein inneres Veto ein: Will der Rastlose sich nicht binden? Fühlt er sich trotz allem Wissen doch nicht berufen? Wenn er »fast in allem sein eigener Führer« war²⁾ — wohin führte er sich? Scheint er eine klare Zielstellung nicht fast ängstlich zu meiden? Oder hält er sich instinktiv noch für sein Schicksal frei?

Als Bibliothekar und stark beteiligter Mitarbeiter an des sächsischen Grafen Büнау Kaiser- und Reichsgeschichte gewinnt der Einunddreißigjährige im Sommer 1748 wenigstens die Befreiung vom Seehausener Schuljoch, gibt damit aber dieser historischen Arbeitsrichtung für weitere sechs Jahre eine zum erstenmal nun folgerechte Fortsetzung. Und übersieht man die Tätigkeit, die sich in dieser reichsten deutschen

Privatbibliothek — in Nötnitz bei Dresden — die Grenzen noch immer weiter steckt, immer neue Gebiete mit stetig vermehrten Sprachkenntnissen sich erobert, so will es auf den ersten Blick kaum verständlich scheinen, daß er seinem eigentlichen Schicksal hier nun nicht endgültig verloren gegangen ist. — Aber gerade diese wie unersättlich weitgreifende, nun auch besonders auf die neuere und seine Zeit gerichtete Lektüre führt uns in bezeichnender Weise auf den Winckelmann, den wir suchen. Dafür aber müssen wir sein bisheriges Leben noch einmal durchleiten.

In diesem ganzen seltsam wechselvollen Bildungs- und Arbeitsgange leuchtet eine helle Linie hindurch — sie allein stetig, ununterbrochen von Anfang an: das ist das, man möchte fast sagen geheimnisvolle Leben mit den griechischen »Skribenten«. Umsonst sucht man in seinen Briefen und Lebensdaten nach einer Spur, die erklärte, was oder wer gerade diese Liebe in ihm entfacht habe.

Das Minimum an Griechisch, das selbst für ein Studium der Theologie damals genügte¹⁾, hätte die Stendaler Schule zur Not geboten, wie sie es andern tat. Aber das genügte ihm nicht! Und darum, nur darum, um bessere griechische Kenntnisse zu gewinnen, zieht der Siebzehnjährige nach Berlin ans Köllnische Gymnasium, wo der treffliche Rektor Damm die Griechen gegenüber den Römern als »die edelsten Muster der Beredsamkeit und der Poesie« pries und von dessen Lippen ihm, wenn er es hören wollte und — konnte, schon damals das Thema seiner sein Leben entscheidenden Schrift ans Ohr geklungen sein mag: daß »die Griechen müssen noch heute nachgeahmt werden, wenn etwas Beifallswürdiges zum Vorschein kommen soll«²⁾. Hier ist kein Zufall im Spiel gewesen und kein äußerer Zwang — hier am allerwenigsten ein Hinblick auf eine praktische Sicherung seines so ganz nur auf sich selbst gestellten Lebens. Hier kann wirklich nur die Stimme in der eigenen Brust dem, der fast noch ein Knabe war, diesen Weg gewiesen, das in-

¹⁾ X. S. 57 (6. Juli 1754).

²⁾ X. S. 57.

¹⁾ J. I. 151.

²⁾ J. I. 34.

stinktive Gefühl für die Superiorität der Griechen über die Römer in ihm erweckt haben. Da greifen wir Winckelmanns Schicksall

Denn von da an lebt er den Griechen geradezu ein zweites Leben; immer tiefer wirft er sich ihnen in die Arme. Während er in seinen akademischen Studien von einer Wissenschaft zur anderen springt, bleibt er ihnen ewig treu. Die rührendsten und erschütterndsten Züge seines Lebens verbinden sich mit dieser vertrauten Arbeit an den Griechen.

Keine Mühe ist zu groß, kein Weg zu weit, wo es gilt, die damals so kostbaren, schwer zu beschaffenden Texte, sei es zu entleihen oder auch (was trotz Armut, trotz frühzeitigster Unterstützung der Eltern durch ihn selbst gelang) selbst zu kaufen! Noch als Schüler wandert er (1738) nach Hamburg zu einer Auktion, als Student finden wir ihn (1741) von Jena unterwegs zu den griechischen Handschriften in Paris. Wie viele der geliehenen Texte hat er sich in einer ihm eigentümlichen, künstlerisch feinen Kursive abgeschrieben oder exzerpiert! Wie weit er schon durch seine akademische Lektüre auf den Bibliotheken in Halle (von Jena hören wir nichts) gekommen war, zeigt die »wie inspirierte Auslegung griechischer Schriftsteller«, der er vornehmlich die erste Versorgung an der Schule zu Seehausen verdankte. Und in diesem fünfjährigen kümmerlichen Knechtschaftsleben ¹⁾ ist es, wo nur die unermüdliche Lektüre der geliebten Griechen die Seele aufrecht hält, kaum unterbrochen von kurzem Schlaf, die kalten Winternächte hindurch im Lehnstuhl, im Sommer auf einer Bank.

Homer, dessen Bilder er sinnlich und figürlich gemacht wünschte ²⁾, dessen Gleichnisse er betete, während er »in großer Treue den Schulmeister machte und schmutzige, arm-

selige Schulkinder das ABC lesen ließ« ³⁾, Herodot als erster Geschichtserzähler, in den er ganz versank, »das Siebengestirn des himmlischen Sophokles«, den er kaum aus der Hand legte (quem vix depono manibus) ⁴⁾ und die »feinsten Skribenten aus der besten Zeit«, Xenophon und Plato, sind die bevorzugten Genossen dieser vergewaltigten Nächte. Er täuschte sich nicht darüber, daß die griechische Literatur damals wenig galt (on ne compte rien à présent sur la littérature grecque) ³⁾, aber daß er in dieser tief eindringenden Lektüre einen Schatz besaß von damals einziger Art, zeigt noch sein letzter Brief aus Seehausen und verrät noch die spätere Klage »mein Griechisch gilt auch nirgends«. Ihm war es zunächst nur ein kostbarster, edelster Besitz, wie es eine feine Kennerschaft ist um der Objekte selbst willen, einerlei wie man sie braucht.

Als er, unter tausend Entsagungen mit mächtigem Geist den Körper zwingend, diesen Schatz sich erwarb, konnte er nicht ahnen, wie sehr dieser schon äußerlich ihm den Weg ebnen sollte. Denn in Rom, wo er selbst »in der griechischen Literatur lauter Finsternis« vorfand ⁴⁾, wo sogar der erste Kustos der Vatikana kein Griechisch verstand, mußte man allein schon in dem »großen Griechen« eine unschätzbare Akquisition erblicken.

Und wie stehen die Griechen zu seiner allgemeinen inneren Entwicklung?

Schon während jener bedrückenden ABC-stunden erfüllt ihn der sehnliche Wunsch, »zur Kenntnis des Schönen zu gelangen«. Das Wort enthüllt wie mit einem hellen Strahle, wie sehr mit anderem Sinne er die Alten las als die übrigen. Wir fühlen eine Wahlverwandtschaft von ureingeborener Art, die jene so ganz unzeitgemäße Hochwertung gerade der Griechen in seiner jungen Seele weckte. Auch Goethe hat die Griechen gemeint, wenn er schrieb, daß Winckelmann »die Schönheit in den Schriften der Alten zuerst gewahr geworden sei«.

Und wenn er dann in den Jahren stärkster

¹⁾ X. S. 61 (29. März 1753).

²⁾ »Homerus gibt ein höheres Bild, wenn alle Götter sich von ihren Sitzen erheben, da Apollon unter ihnen erscheint, als Callimachus mit seinem ganzen Gesange voller Gelehrsamkeit« (Erinnerungen über die Betrachtung d. W. d. K. S. 370 in »Gesch. d. K. i. A. nebst einer Auswahl seiner kl. Schriften« von J. Lessing, 1882).

³⁾ J. I 115.

⁴⁾ X. S. 23 (10. Juli 1748).

³⁾ X. S. 19 (10. Juni 1748) und S. 90 (17. Sept. 1754).

⁴⁾ X. S. 163 (Rom 1756) J. III. 29.

geistiger Expansion — bei Büna — sich gerade die entschlossensten Schriftsteller der politischen und religiösen Freiheit erwählte, die schärfsten Kritiker des Bestehenden, die Rufer zur Natur, zur Einfachheit, zur Vernunft — die großen philosophischen Prediger der inneren Harmonie, der Schönheit als eines tiefgeistigen Prinzips, der Kunst als eines in einer übersinnlichen Welt verankerten Elementes, so hat Winckelmanns großer Biograph sehr fein auf den sehr starken antiken Einschlag in dieser ganzen Literatur hingedeutet¹⁾: daß er sich eben doch instinktiv denen zugewendet habe, bei denen er den Gedanken begegnete, die er sich selbst aus den Alten erlesen hatte. Denker wie Montaigne und Shaftesbury, die Winckelmann sich am stärksten exzerpierte, waren selbst seit früherer Jugend mit der antiken Sprache und Literatur vertraut.

So hat solche Lektüre ihm nicht nur die erstrebte Fühlung mit dem eigenen Zeitalter gebracht — man darf auch glauben, daß diese noch dazu mit höchster Meisterchaft in Sprache und Stil vorgetragenen Vorstellungen einer aufklärenden Weltanschauung rückwirkend sein eigenes Bild von der Antike bereichern und vertiefen mußten. Auch aus diesen modernen Quellen hat er Wasser geschöpft, um seinen antiken Garten zu begießen — wenn auch noch immer nicht in dem Bewußtsein, daß in diesem stillgehegten Garten der Welt bald ein mächtiger Baum der Erkenntnis erwachsen sollte.

Was bisher nur tief im Untergrunde still und heimlich gelebt und sich entwickelt hatte, rang eben doch in jenen ersten Dresdener Jahren mehr und mehr zur Oberfläche empor, und es fehlte schließlich nur der eine gottgesandte Strahl, die ganze schwere, von immenser Gelehrsamkeit und Belesenheit gesättigte Deckschicht mit ihren unsicher bald hier bald da hervorsprossenden Planen zu sprengen, um dem einen wahren Schößling Luft und Sonne zu geben.

Aber auch in diesem letzten Akte vollzog sich noch alles mit schleppender Schwere und spät genug, in dem einen letzten vor-

römischen Jahre (1755) — und auch da noch immer nicht aus Winckelmanns eigenstem Impuls. Noch im März, als die Freunde ihn animieren, er solle schreiben, bleibt er unschlüssig — wozu? Es ist »ein sehr ungewisses Brot« — die besten Jahre sind vorbei, der Kopf wird grau!«¹⁾; schließlich geben »die Unterredungen mit seinem Freunde Öser«²⁾ Gelegenheit und Anlaß.

So ist, wie wenn die entscheidende Lösung noch jetzt durch eine Hand außer ihm, fast gegen ihn, erzwungen wird.

Wir müssen schon hinter die spärlichen Notizen (die erst im vierten Dresdener Jahr 1752 beginnen) dringen, um das zu begreifen. Er hatte in Dresden nicht nur »alles gelesen, was ans Licht getreten ist in allen Sprachen über beide Künste«³⁾; es sind die Maler, unter die er bei seinen regelmäßigen Besuchen aus seiner gräflichen Bibliothek schon seit Januar 1752 geraten, und es sind die großen deutschen und italienischen Gemälde der Kgl. Schildereien-Galerie, die er »so oft er will frequentieren«⁴⁾ kann, die er — nicht ohne mithilfe Interpretation seiner Künstlerfreunde — verstehen lernte und für sich beschrieb. Endlich einmal ringt sich jetzt (Anfang 1753) in starkem warmen Ton das Geständnis hervor: »Mein ganzes Herz hängt an der Kenntnis der Malerei und der Altertümer«⁵⁾. Und diese Altertümer müssen, jetzt mehr als nur griechische Literatur, in neuem verheißungsvollen Sinne im Mittelpunkt seiner Interessen eingerückt sein. Mit einem Wort: er ist an die Kunstwerke selbst herangekommen, die Anschauung hat eingesetzt! Aber wie dürfen wir uns das vorstellen?

Es ist aufgefallen, wie spät über die großen Dresdener Antiken ein Wort fällt — als ob sie jahrelang (die meisten waren schon über zwei Dezennien in Dresden) für ihn und andere nicht dagewesen wären. Er sieht sie erst im letzten Jahre »wie die Heringe verpackt in einem Bretterschuppen« und »nur einige waren bequemer gestellt«⁶⁾.

¹⁾ X. S. 103, 104 (10. März 1755).

²⁾ J. I. 352.

³⁾ X. S. 109 (3. Juni 1755), vgl. S. 120 (25. Juli 1755).

⁴⁾ X. S. 34 (3. März 1752), S. 52 (11. Jan. 1753).

⁵⁾ X. S. 44 (6. Jan. 1753).

⁶⁾ J. I. 253 (Nov. 1754).

¹⁾ J. I. 210, 208 ff.

Wenige Monate später aber werden sie in den »Gedanken« als »wahrhaft untrügliche Werke griechischer Meister und zwar vom ersten Range« gepriesen und wenigstens die drei Herkulanerinnen ausführlich gewürdigt ¹⁾. Sie hatten also doch schon gewirkt, und ebenso hatte in den seitdem freilich spurlos verschwundenen Gipsabgüssen, »die der König hat« ²⁾, nicht nur er den belvederischen Apollon, Laokoon und Antinoos eingehend studieren können. Man möchte daher annehmen, daß auch die Überzeugung seiner Künstlerfreunde, vor allem Ösers, von der Vorbildlichkeit der antiken Kunst, von der griechischen Plastik als dem »Gipfel aller Kunsterkenntnis« und auch Ösers sorgfältige Studien der antiken Kostüme doch wohl auf einer breiteren als der damals sonst üblichen und möglichen Basis von Gemmen, Münzen und anderen Antikaglien begründet gewesen seien.

So liegen feine künstlerische Erkenntnis und grundsätzliche Gedanken in der Zeit und in der Luft um Winckelmann. Und daß sie jetzt von Künstlern kamen und er mit diesen und mit ihren Augen die Werke der großen Kunst erkannte, während er »auf gelehrte Bekanntschaften gar keinen Appetit mehr hatte« ³⁾ — auch das mußte wohl so sein und es mußte in diesem schweren, breitgegliederten Entwicklungsgange auch wirklich erst als letzter Akt geschehen.

Erst unter dem Einflusse der Künstler konnte Winckelmann zu seiner Kunst gelangen! Aber dann kann eben doch nur er formulieren und begründen, was viele um ihn fühlen und erstreben. Nun hat der Strahl gezündet.

Noch vor Ostern schreibt er die »Gedanken von der Nachahmung der griechischen Kunst« rasch nieder ⁴⁾. Und schon in diesem dünnen Quartbande ist vom Saft

¹⁾ S. 303 und 312 ff. in der Anm. 2 Sp. 155 gen Ausgabe von Lessing.

²⁾ X. S. 112 (3. Juni 1755) J. I. 404, Anm. **. P. Herrmann bestätigt mir, daß sich über den damaligen Standort und den Verbleib dieser Abgüsse nichts mehr ermitteln lasse. Es sei aber den Kriegswirren der Zeit auch so manches Marmorwerk des Großen Gartens zum Opfer gefallen und verschwunden. Vielleicht haben jene das gleiche Schicksal gehabt.

³⁾ X. S. 34 (3. März 1752).

⁴⁾ X. S. 113 (4. Juni 1755). Rasch, auf eigene

und vom Schweiß seines ganzen bisherigen Lebens. Nun gewinnt alles, was voraus lag, Sinn.

Eine Kritik der Verirrungen der damaligen Kunst, eine Hinweisung auf die Vorzüge der alten Kunstwerke als die wahren Vorbilder »nur für einige Kenner« und für die Künstler seiner Zeit sollte es sein — und wurde im Niederschreiben doch schon ein bedeutender Versuch, sie geschichtlich zu begreifen.

Schon sind die großen Etappen von Wachstum, Blüte und Verfall — Grundgedanken von Montesquieu — in Schatten da: »Die schönen Künste haben ihre Jugend so wohl wie die Menschen, und das Hef-tige, das Flüchtige geht in allen menschlichen Handlungen voran; das Gesetzte, das Gründliche folgt zuletzt. Dieses letztere aber gebraucht Zeit, es zu bewundern; es ist nur großen Meistern eigen ¹⁾.« Wir sehen: der Historiker Winckelmann ist vom ersten Tage an am Werke.

Und die blühende politische Freiheit, der Einfluß eines reinen und sanften Himmels, die die Griechen mit einer schöneren Natur begabten, aus der aber die Künstler »ihre höhere Schönheit« schufen — diese »ideali-sche Schönheit« im platonischen Sinne, die »mehr ist als die schönste Natur« ²⁾ —, in alle dem klingt die Gedankenwelt der Montesquieu und Shaftesbury herüber.

Wie die Alten auf das Ganze des Körpers gehen, indem sie das Natürliche zu vereinfachen suchen, wie sie bei der Oberflächenbehandlung und der Haut, die sanft über ein gesundes Fleisch gezogen ist, bei Falten und Grübchen im Vergleich zu den neueren Werken »mit sparsamer Weisheit« verfahren ³⁾ — dies und vieles andere ist nicht nur schon vortrefflich beobachtet und gesagt, man möchte darin auch noch etwas von den Anatomiestudien des Jenaer Studenten nachwirken sehen.

Kosten gedruckt, in nur 50 Exemplaren, »um die Schrift rar zu machen«. Schon damals kann er von dem »unglaublichen Beifall, den sie gefunden«, schreiben, sowie daß sie bereits (Juli 1755) ins Französische und bald auch ins Italienische übersetzt wurde (X. S. 120 und 110). Vgl. S. 150 (1. Juni 1756).

¹⁾ Gedanken S. 315, (s. Anm. 18 a).

²⁾ Gedanken S. 304, 308, 310.

³⁾ Gedanken S. 308, 309.

Es strömt eben aus dem gesamten erworbenen Reichtum von überall her, aus alten und jüngsten Jahren. Darum ist er schon, als er die Feder ansetzt, gleich allen anderen überlegen und ist sich dessen auch klar bewußt¹⁾. Nur selbst steht er diesem seinem Reichtum noch nicht überlegen gegenüber. Schon ein halbes Jahr später, nach den ersten 14 Tagen in Rom, gesteht er, daß man doch immer »nur halbsehend von den Altertümern aus Büchern spricht, ohne selbst gesehen zu haben«, und wenn er, wieder nach einem halben Jahr, »erzählen möchte, was in keinen Büchern steht«²⁾, so klingt hier erst ganz rein der Jubel der befreiten Seele.

Dort in Rom ist er — und nun zum ersten Male auch wirklich ganz — sein eigener Führer. In den Galerien und Palästen tritt er vor die Kunstwerke selbst. Er muß es mit hoher Wonne an sich erfahren haben, wie sie ihm, wie noch keinem einzigen vorher, »ihr wahres inneres Wesen« offenbaren, wie ihre geheimnisvolle Sprache, so fern her und hoch über der Alltäglichkeit erklingend, in seinem Innern den feinsten Widerhall auslösen kann, und sein Geist hat nicht geruht, bis ihm auch für eine würdige Schilderung des von einem »erhabenen Standpunkt in Würdigkeit« Geschauten »der höchste Stil, eine Erhebung über alles, was menschlich ist«³⁾, gelang — auch das nicht möglich, wenn nicht mit eine früheste Regung seines Geistes, das leidenschaftliche Gefühl für Sprache und Stil, erst an den Alten, nicht weniger dann an den neueren Meistern zu einem immer feineren, immer empfindlicheren Organ erzogen worden wäre. Schon die Vorarbeiten zu seinem »Versuch der Historie der Kunst« sind von dem Gedanken beherrscht, »ein vollkommenes Werk zu liefern und das Denken und die Schönheiten

der Gedanken und der Schreibart aufs Höchste zu treiben«¹⁾.

So schreibt Winckelmann die »Geschichte der Kunst des Altertums«, und nun ist mit einem Buche eine Wissenschaft begründet und »sein Jahrhundert« tut sich auf.

Nur mit dem griechischen Inhalte seiner eigenen geheimen Lebenshälfte und nur mit der Wegweisung durch seine Künstlerfreunde in Dresden wären doch weder die Gedanken noch die Geschichte der Kunst geschrieben worden. Sie wären mindestens nie geworden, was sie sind.

Und auch nicht als eine erste Offenbarung der Kunst der Griechen hat dieses Buch seine Zeit so mächtig ergriffen und gepackt, sondern viel mehr durch die allgemeinen Ideale, die er an dieser vollkommenen Kunst voll edler Einfalt und stiller Größe philosophisch demonstrierte. Und dazu eben brauchen wir den ganzen Mann, der im allseitigen Besitze des Wissens und der Gedanken, der »geistigen Methoden und feinsten Darstellungskunst« seiner Zeit darum zu einem Führer und Prophet für sie werden kann, weil er mit der göttlichen Kraft eines neuen Gutes sich gleichsam von all ihrem lastenden Erbe befreit und sich über sie erhebt: mit der Kunst der Griechen, die nun einmal sein Genius ihm wie keinem anderen seiner Zeit erschließend zu eigen gab.

Wir folgen heute ihm nur in dieses eigene Reich.

Wir sehen immer wieder staunend die Fülle der Gesichtspunkte, mit denen er die ihm aus Museen und aus dem Boden entgegenströmenden Schätze prüfend zu erkennen strebt, und müssen denken, wie dies alles damals in solcher Weise, mit solchem Erfolge geschah zum ersten Male, wie zum ersten Male sieghaft Besitz ergriffen wurde von einer neuen Welt — durch den einen Mann.

¹⁾ X. S. 109, 114.

²⁾ X. S. 126 (J. I. 276. Rom, 7. Dez. 1755) und S. 162 (Rom, Sommer 1756).

³⁾ Wie er es für die Beschreibung des Apollon fordert (S. 143, 20. März 1756). 1758 (X. S. 252) wird er diese »aufs neue umarbeiten, um das Ideal höher zu treiben. Die Gedanken dazu habe ich«. X. S. 190 (März 1757): »Über die poetische Beschreibung des Torso vom Apollonio habe ich fast ganzer drei Monate gedacht.«

¹⁾ X. S. 241 (5. Februar 1758). Erste briefliche Erwähnung des Planes bereits 28. Nov. 1756 (X. S. 173 — vgl. S. 188, 9. März 1757), wo es trotz umfänglicher, auf mehrere Jahre berechneter Vorarbeiten »ein Bändchen von einem Fingerdick« werden soll. Erste Proben 5. Febr. 1758 (S. 248).

Gewiß, die Wissenschaft, die er damit ins Leben rief, ist darüber hinausgekommen — auch ganz abgesehen von dem so wunderbar veränderten Verhältnis zu den Originalen —, hinausgekommen mit ihren kritischen und aufbauenden Methoden. Wäre sie denn aber die dieses einzigen Mannes würdige lebendige Wissenschaft, verdiente sie diesen Namen überhaupt, wenn dem nicht so wäre?

Aber ist darum nicht doch ein Hauptsächliches geblieben?

Der Tempel unserer Wissenschaft, das Haus unserer Arbeit ist lange über die schlichte Cella hinausgewachsen. Immer weiter und stattlicher hat sich der Säulenkranz darum gelegt, und immer fester fundiert und aus immer edlerem Gestein stiegen die einzelnen Stützen zu immer reicher gegliederten und ausgezierten Gebälken und Decken auf. Und aus den Hallen schreiten die Diener und Priester des Heiligtums hinaus nach Nord und Süd und Ost und West, ihre Lehre anzuknüpfen an andere, die draußen gilt und sie ergänzt. Aber drinnen im Allerheiligsten thront noch immer die alte Gottheit unberührt, sich ewig gleich und herrlich wie am ersten Tag: das ist die Kunst, so wie sie Winckelmann gesucht hat um ihrer selbst willen in ihren Werken, von deren stummer Schönheit er zuerst den Schleier gehoben, deren ewige Werte er hervorgeholt hat, damit die Menschheit aufs neue zu beschenken.

Wie die Philologie ¹⁾ sich heute wohl stolz als Herrin des ganzen weiten Reiches der Altertumskunde fühlt und dennoch ein heiliges Vorrecht allen nächstverwandten Disziplinen gegenüber festhält: die Meister und die hohen Werke der Literatur und Sprache lediglich um ihrer selbst willen zu pflegen, zu erkennen und weiterzugeben — so soll die Wissenschaft Winckelmanns in ihrem Adyton bewahren und üben nicht den Kult ihres *ἥρωος κτίστῆς*, sondern mit ihm und in seinem Sinne, mit seiner das Leben einsetzenden Hingabe den Kult der höchsten Schöpfungen der alten Kunst. Dann ist er uns auch heute noch Führer und Vorbild und vollebendig, dann werden wir auch in

aller Zukunft noch diesen Tag wirklich in Winckelmanns Namen begehen dürfen und begehen müssen.

¹⁾ Ich darf auf die schöne Rede W. W. Jägers »Philologie und Historie« (Neue Jahrbücher f. d. kl. Alt. 1916, S. 81 ff.) verweisen.